

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 23

Artikel: Der Funkensonntag [Schluss folgt]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 1. September 1929.

Heft 23.

Die zwei Sensen.

Das reife Feld, wer heimst es ein,
Wer nimmt ihm seine Bürde ab,
Wer bringt's zur Ruh im Abendschein,
Bereitet ihm das Wintergrab?

Und all die Blumen fallen mit,
Die, weiß und rot und gelb und blau,
Erzittern vor dem Schnitterschritt,
Wenn er beginnt im Morgengrau.

Das dacht ich im Vorübergehn,
Als ich den reichen Segen sah
Und leise kam ein sanftes Wehn,
Klang wie Misericordia.

Am andern Morgen, noch vor Tag,
Als wieder ich vorüberging,
Hört ich den ersten Sensenschlag,
Der scharf einblitzte wie zum Ring.

Ein alter Bauer, Ackerzucht,
Mit weißem Haar und weißem Bart,
Schlägt in den Roggenstich mit Wucht,
Sein Auge muskelt streng und hart.

Nur selten kommandiert er stopp
Und wischt sich von der Stirn den Schweiß,
Dann mäht er wieder grad und grob,
Die Sonne wütet juliheiß.

Schon geht der dritte Tag zu End,
Ein letztes Fleckchen steht noch da.
Wo schwach die Abendsonne brennt,
Klingt's leis Misericordia.

Nun holt er aus, die Sense singt,
Da still — wer ist der andre Mann,
Der hinter ihm die Sense schwingt?
Das ist der große Welttyrann.

Der Alte stürzt, dahingerafft;
Denn Mensch wie Frucht sind Erntegut.
Tief aus der Erde quillt die Kraft,
Und in die Erde tropft ihr Blut.

Indessen bammelt sich der Tod
Ein Sternblümchen ans Beckenbein
Und bummelt todesunbedroht,
Gemächlich durch die Felderreihe.

Deileb von Villencron.

Der Funksontag.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Von dem Tage an, da Fanny Glinz zum erstenmal zwischen der Rebgarten-Jda und Marie Stocker in der Schulbank saß, konnte man an uns älteren Knaben allerlei kleine Veränderungen wahrnehmen. So vergaß Jakob

Beerli nun nicht ein einziges Mal mehr, seine übelriechende Stallbluse vor der Schulzeit gegen die immerhin etwas sauberere Halbleinjoppe zu vertauschen; und an Konrad Färber erlebte man das Merkwürdige, daß er zweimal hintereinan-

der an Samstagvormittagen sein Gedicht auswendig konnte. Ja, er bemühte sich sogar allen Ernstes, die Verse auch richtig zu betonen, was ihm wegen seiner Gewohnheit, bei den letzten Silben jeder Zeile den Ton fallen zu lassen, unmöglich gelingen konnte. Der Lehrer bekam bei seinen krampfhaften Anstrengungen immer ein Lächeln in die Mundwinkel.

Was mich selber angeht, so machte ich seit dem Eintritt der neuen Schülerin zu meinem innigen Ärger die Wahrnehmung, daß mir der Metthof-Karli im Kopfrechnen über war. Diesen Übelstand suchte ich unklugerweise zu verdecken, indem ich meistens schon mit dem Arm in die Höhe fuhr, bevor ich die Aufgabe ganz bewältigt hatte, was mir erst recht manche kleine Demütigung eintrug. Einmal bemerkte der Lehrer etwas boshaft, es sei für einen Siebenkläbler keine große Ehre, wenn er punkto Verstand abwärts wachse wie ein Ruchschwanz. Zwar suchte ich mir immer wieder einzureden, Fanny Glinz könne die schwerwiegenden Worte ganz leicht überhört haben; nichtsdestoweniger fing ich nun an, mich in der schulfreien Zeit, sogar während ich dem Vater in der Schmiede helfen mußte, mit schweren Zahlen herumzubalgen.

Es war nicht aus der Welt zu schaffen: ohne daß sie selber eine Ahnung davon hatte, und ohne daß wir uns über das Wesen unserer verschwiegenen Zuneigung eigentlich klar sein konnten, fiel dem hübschen fremden Mädchen das Geschenk unserer heimlichen Gunst in den Schoß. Schon der Umstand, daß sie im Pfarrhaus wohnte und daß über ihre Herkunft niemand im Dorf recht Bescheid wußte, vermochte etwas wie einen kleinen Glorienschein um ihr Haupt zu weben. Einige wollten wissen, ihr Vater, ein gelehrter Professor, habe eine Reise um die Welt angetreten und nun müsse das mutterlose Kind bis zu dessen Rückkehr hier in Breitenrohr bleiben. Andere behaupteten, es handle sich um eine zweite Heirat, und man habe Fanny einfach der Stiefmutter aus dem Weg tun wollen, weil diese keinen guten Willen zu ihr habe.

Manchmal, wenn ich verstohlen auf Fanny acht gab, kam es mir vor, als läge eine heimliche Traurigkeit in ihren Augen. Dann konnte es mir geschehen, daß in meinem Herzen ein zartes Mitleid für sie aufkam und ich halb unbewußt die wunderlichsten Pläne ausheckte, mit deren Hilfe ich ihr in selbstlosester Weise zu einem angenehmen und sorgenfreien Leben verhelfen wollte.

Mein Reid gegen den Metthof-Karli bekam täglich neue Nahrung, weil dieser jeden Morgen die Milch ins Pfarrhaus hinauftragen durfte. Wenn dann Fanny während der Pause mit ihren schönen blanken Zähnen in einen der rotbackigen Weinäpfel biß, deren er ihr, wie ich nur zu gut wußte, jeweilen alle Taschen voll brachte, dann erging ich mich oft in schweren Betrachtungen über die Ungunst und Parteilichkeit des Schicksals.

Indes gab ich die Hoffnung nie ganz auf, es möchte mir doch einmal vergönnt sein, mich dem fremden Mädchen gegenüber in besonders günstigem Lichte zu zeigen. Wenn sie nur wenigstens bis zur Bauernfastnacht blieb, bis zum Funkensonntag! Es war fast nicht anders denkbar, ich mußte diesmal von der Knabengemeinde zum Obmann gewählt werden, hatte ich doch schon das letzte Jahr sechs Stimmen bekommen und der Metthof-Karli nur eine einzige. Nach altem Herkommen trugen die älteren Knaben während den Vorbereitungen zum Fastnachtfeuer und insbesondere bei dem festlichen Anlaß selber, rote Armbinden. Sie waren dadurch, wie man sich kurz ausdrückte, „beim Funken“. Die Auszeichnung des Obmanns bestand eigentlich nur darin, daß seine Binde im Unterschied zu denen der übrigen, mit zwei weißen Streifen eingefast war; zu befehlen hatte er just so viel, als die andern zu befolgen für gut fanden. Dennoch war diese weiß-rote Binde jetzt das Ziel meiner Wünsche und Sehnsüchte. So als gewählter Obmann neben dem gesammelten Reisswellenfuder herzugehen! Und am Samstag nachmittag den Aufbau des Holzstoßes, des „Funken“, zu überwachen! Als eine Art Bestechungsversuch hatte ich bereits sämtlichen größeren Knaben Jackelschwingen geschenkt, die ich dem Vater zu diesem Zweck nach und nach aus dem Abbruchheisen entwendet.

Inzwischen hatte endlich, leider diesmal erst spät im Januar, die Eisschiffahrt auf dem Mühleweiher eröffnet werden können. Im Schweiß meines Angesichts arbeitete ich drei Abende hintereinander bis in die Nacht hinein, um das größte und bestgeformte Eisschiff für mich herauszupickeln. Es war üblich, daß jeder der älteren Knaben sein Schiff hatte, auf dem er als Kapitän und Matrose zugleich schaffte und gebot. In der Mitte war eine Bohnenstange als Mast aufgepflanzt, an deren Spitze ein möglichst grellfarbiges Taschentuch als unvermeidlicher Fahnen Schmuck prangte. Darunter

war ein Brettchen oder ein Papierstreifen festgenagelt mit dem Namen des Schiffes und des befehlenden Kapitäns. Wir lieferten uns richtige Schlachten auf See, die immer um so lebhafter entbrannten, je größer die Zahl der kleinen Zuschauer auf dem Weiherbord war.

Durch Aufschichten von kleinen Schneewällen und allabendliches Übergießen mit Wasser hatte ich es dies Jahr fertig gebracht, daß mein Schiff, das den stolzen Namen „St. Gotthard“ trug, auch dann noch seetüchtig blieb, als zufolge eingetretenem Tauwetter fast alle anderen unbrauchbar geworden waren.

Eines Nachmittags, während der Pause, verabredeten der Metthof-Karli und ich zusammen auf den Abend eine Wettfahrt mit unseren Schiffen, die dann auch kurz nach Schluß unter starker Beteiligung des neugierigen kleinen Publikums abgehalten wurde. Jeder strengte seine Kräfte aufs äußerste an, um sein Fahrzeug mittels der langen Ruderstange möglichst schnell vorwärts zu bringen. Der Karli hatte schon zum voraus geprahlt, er werde mich bis zur Stellfalle mindestens um drei Meter überholen. Aber nun mühte er sich vergeblich, sein beinahe kreisrundes Schiff „Helvetia“ mit meinem länglichen auf gleicher Höhe zu halten. Die Knaben und Mädchen auf dem Weiherbord und bei der Stellfalle, unter denen zu meiner großen Genugtuung auch Fanny Glinz stand, riefen bereits laut durcheinander: „Der ‚Gotthard‘ gewinnt! Bravo! Bravo! Der Kapitän Steiner wird Meister!“

„Er schwindelt, er hat zu wenig Fracht bei sich!“ schrie jetzt Karli zornig. Ohne weiteres ließ er die Ruderstange fahren und warf einen der schweren Steine, wie wir deren als Ladung mit führten, mit solcher Wucht auf mein Fahrzeug herüber, daß dieses in mehrere Stücke barst und mein Mastbaum mitsamt der Mastuchfahne elend ins Wasser fiel.

Es blieb mir keine andere Wahl, als mich so schnell als möglich durch einen Sprung auf Karlis Schiff hinüberzuretten, wodurch die „Helvetia“ leider das gleiche Schicksal ereilte, wie den „St. Gotthard“. Jeder von uns stand jetzt auf einer kleinen Platte, auf der er sich zur Not im Gleichgewicht halten konnte. Am Ufer aber brach ein großer Jammer aus, denn der Weiher war an dieser Stelle ziemlich tief.

Während ich mich in meiner schweren Bedrängnis nach einem rettenden Fahrzeug umsah, machte sich Karli den Umstand zunutze, daß

mehrere umherschwimmende Eisstücke augenblicklich einen freilich sehr unsicheren Rettungsweg bis zur Stellfalle bildeten. Verwegenen Fußes von einer Platte zur anderen springend, kam er, wenn auch mit triefenden Strümpfen, glücklich aufs Trockene. Ich, nicht faul, wollte das Wagestück nachmachen. Es wäre mir auch beinahe gelungen, nur die letzte Scholle lag nicht mehr günstig, er hatte sie, wie weiland Tell des Landvogts Schifflein, etwas vom Ufer abgestoßen. An ein Zurück war natürlich nicht zu denken, da ich einmal im Sprunge war; doch vermochte ich mich, bis an den Hals im Wasser, an der Stellfalle festzuklammern, bis mich die andern mittels eines Stedens ans Land ziehen konnten.

Aus Jammer und Notrufen wurde nun Gelächter und Spott; ich fand für gut, so schnell als möglich zu verschwinden.

Da es mir daheim gelungen war, unbeachtet ins Haus zu schlüpfen und mich trocken anzuziehen, war ich kaum fünf Minuten später schon wieder auf dem Weg zur Mühle hinab. Ich klammerte mich krampfhaft an die Hoffnung an, irgend ein glücklicher Zufall werde mir Gelegenheit zum Ausweichen meiner Scharte geben.

Da konnte ich von weitem mit ansehen, wie der Metthof-Karli zum Gaudium der andern meine aus dem Weiher gefischte Fahnenstange auf dem Miststoß neben dem Roßstall aufpflanzte. Während ich mein geschändetes Symbol ingrimmig an mich nahm und abtafelte, schickte sich Karli ungeachtet der ängstlichen Zurufe von seiten der Mädchen an, sich auf einem der letzten noch notdürftig erhaltenen Eisfahrzeuge einzuschiffen. Stolz fuhr er bis in die Mitte des Weihers, von allen um seiner Kaltblütigkeit willen bestaunt und bewundert. Kaum meiner ansichtig geworden, rief er mir höhnisch zu: „Du — du mußt dann dein Schiff das nächstemal „Fischotter“ taufen, das paßt besser für dich!“

Es entging mir nicht: auch Fanny Glinz lachte laut und herzlich über diesen Witz. Ich konnte es ihr nicht übelnehmen. Aber gegen den Karli stieg mir jetzt eine heiße Wut in die Kehle. Niemand als er war ja an meinem Pech schuld gewesen! Er allein!

Wäre nicht das Wasser zwischen uns gelegen, ich hätte mich jetzt mit ihm gerauft. Aber auf irgend eine Weise mußte ich meinem Zorn doch Luft machen.

Da schoß mir etwas durch den Kopf. Der über-

name! ... Wenn ich ihm den jetzt hinüberschleuderte!

Nein. Ich hatte ihm ja vor zwei Jahren auf Beerli's Heudiele in die Hand versprochen, das Wort nie mehr über die Lippen zu bringen.

Das war aber doch lange her ...

Es geschah eigentlich gegen meinen eigensten Willen, daß ich jetzt heiseren Tones nach dem Schiff hinüberrief: „Härdöpfelhaber! Härdöpfelhaber! ...“

Ich war mir bewußt, daß ich dem Kameraden damit die schwerste Beleidigung zufügte, die es für ihn gab. Ohne Zweifel, es war eine Schlechtigkeit von mir, mein Gelöbniß zu brechen.

Der Metthof-Samuel, Karli's Großvater, hatte vor Jahr und Tag aus Versehen einen Acker an der Niedifoner Straße, auf dem bereits Erdäpfel untergepflügt waren, statt des nebenanliegenden, für die Frühjahrssaat gleichfalls frisch geackerten Grundstückes mit Hafer besät, welcher Mißgriff nachher mit bestem Willen nicht mehr gut zu machen war. Das zweifach bestellte Feld bot im Frühsommer einen höchst eigentümlichen Anblick dar und forderte die Spottlust der Nachbarn und Vorübergehenden in ausgiebigster Weise heraus. Ein Witzvogel fragte den Metthof-Samuel einmal beim Sonntagschoppen im „Schäfli“, wie viel er denn eigentlich im Herbst für den Zentner von seinem „Härdöpfelhaber“ zu lösen gedenke? Das nahm sich der Metthofer so zu Herzen, daß er noch in derselben Nacht mit der Sense hinausging und alles kurz und klein mähte, um dann den Acker andern Tags mit dem Pflug umzuberechen. Aber das Wort „Härdöpfelhaber“ vermochte er nicht unterzupflügen. Es hatte sich gleichsam in der Luft festgesetzt, und da der Metthofer die Ungeschicklichkeit beging, sich schwer darüber zu ärgern, verwandelte es sich sachte in einen Spottnamen, der in der Folge als unveräußerliches Erbstück vom Vater auf den Sohn überging und auch dem Enkel schon in Knabenjahren manche böse Stunde bereitet hatte.

Seit längerer Zeit hatte man nun den Übernamen nicht mehr gehört. Der Metthof-Karli mochte bereits gehofft haben, dieser werde mit der Zeit ganz in Vergessenheit geraten und war nun durch meine Bosheit, die ich zwar augenblicklich bereute, um so stärker getroffen. Auch bei den andern Knaben hatte der Vorgang eine merkwürdige Unbehaglichkeit hervorgerufen.

Der Karli blieb eine geraume Weile unbe-

weglich mitten auf seinem Schiffe stehen. „Der Vater wird dir's dann schon sagen — dir! ...“ würgte er endlich, gegen mich gewendet, mühsam heraus. Hierauf gab er sich sichtliche Mühe, gleichgültig zu tun. Als ob nichts geschehen wäre, fuhr er im Weiher hin und her. Wir andern unterhielten uns, nachdem sich die meisten Kinder verlaufen hatten, damit, die auf dem schwarzgrünen Wasser umher schwimmenden Eisplatten durch Hineinwerfen schwerer Steine zum Bersten zu bringen, bis der Müller Mattmann heraufkam und uns unter Verabreichung einiger gesalzener Ohrfeigen den Weiher für einweilen gänzlich verbot.

Am darauffolgenden Vormittag mußte mir mein Klassengenosse Bernhard Kläui während der Pause zu berichten, der Metthof-Karli habe sich verschworen, ich müsse dies Jahr vom Funken ausgeschlossen sein. Jakob Beerli und Hans Murgenthaler seien bereits auf seiner Seite. Wenn ich mich unterstünde, die Binde dennoch zu tragen, würde man mir sie herunterreißen.

Die Sache gab mir ein wenig zu denken; ich tat aber nicht dergleichen. „Da wollen wir dann noch sehen, ob der Karli das Regiment erfunden hat,“ sagte ich. „Wegen so einem laufigen Übernamen wird der Niedifoner Berg nicht umfallen.“

Bernhard versprach mir, er werde allenfalls fest auf meiner Seite stehen, ich könne mich auf ihn verlassen. An seiner Gefolgschaft war mir nun freilich wenig gelegen. Aber ich hütete mich wohl, ihm dies zu merken zu geben. Wer konnte sagen, ob ich nicht doch noch über ihn froh sein mußte?

Ich konnte während den nächsten Tagen ganz gut beobachten, daß sich der Metthof-Karli viel Mühe gab, seine Altersgenossen von mir abzubringen und mich bei ihnen in Ungunst zu setzen, was ihm auch, wie mir scheinen wollte, bei manchen gelang. Mir selber gegenüber tat er fremd und kühl, es war, als hätten wir noch nie ein Wort miteinander verloren. Bernhard Kläui aber, den sonst keiner recht leiden mochte, versäumte jetzt keine Gelegenheit, sich bei mir als Gutfreund aufzutun. Er war fast jeden Abend, wenn ich dem Vater den Blasbalg ziehen oder sonst eine Handreichung tun mußte, bei uns in der Schmiede. Immer wieder versicherte er mir, er werde durchs Band hindurch zu mir halten, und wenn es der Metthofer allenfalls auf eine Prügelei abgesehen habe, so könnte ihm der Schuß leicht hinten hinausgehen. So mit

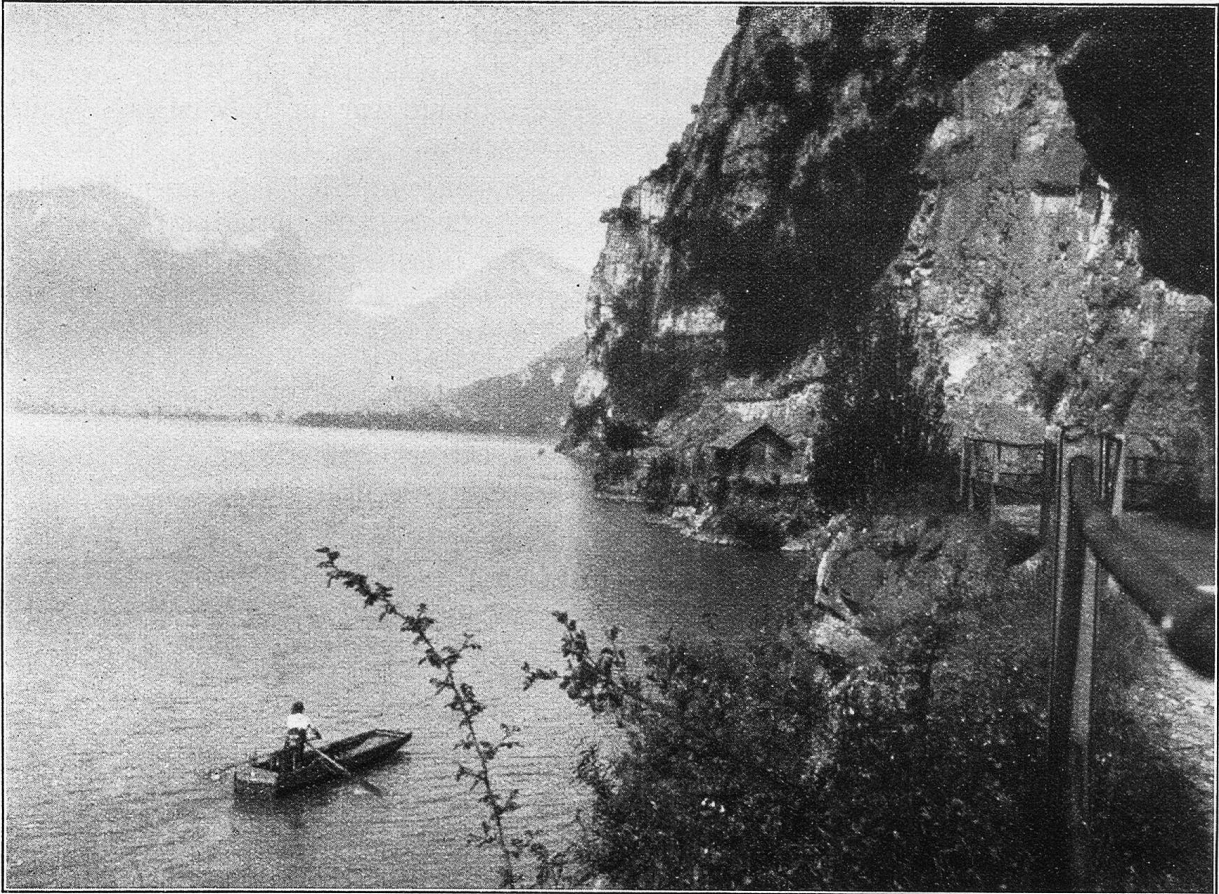
zweien oder dreien nehme er, Kläui, es vor dem Morgenessen auf.

Einmal fragte ich den Rebgarten-Fritz, der das letzte Jahr Obmann gewesen, und den ich als sehr aufrichtig kannte, was denn eigentlich so hinterrücks gegen mich gespielt werde? Fritz tat sehr verwundert. „Als ob du nicht wüßtest, daß in zwei Wochen der Funkensonntag ist! Ohne den Übernamen wäre es auch sicher gegangen; vielleicht auch jetzt noch, wenn du nur keinem flatterst und dich nicht an den Unrech-

mich mit in den Geißenstall hinaus, um mir seine Meerschweinchen zu zeigen, mit denen er einen kleinen Handel betrieb. Als wir wieder hineingingen, blieb er im schmalen Futtergang plötzlich stehen und sah mich verschmüht an. „Du — ich wüßte jetzt etwas! Kannst du das Maul halten?“

Meine Neugier war womöglich noch größer als das Mißtrauen gegen ihn. „Hä, wenn's sein muß — ich schon!“

„Aber gewiß?“



Am Wallensee.

Phot. P. Tschannen, Zürich.

ten hängst. Solche Sachen sind gewöhnlich bald wieder vergessen.“

Er hätte mit seiner Meinung auch wohl recht behalten, wenn ich mir nicht inzwischen dank meiner neuen Freundschaft mit Bernhard Kläui eine noch viel böhere Schlappe geholt hätte, als es die auf dem Eisweiher gewesen.

Eines Abends mußte ich nach dem Nachteffen noch zum Schuhmacher Kläui hinüber, um einige Lederklappen zu bestellen, wie sie mein Vater bei der Herstellung von Sauchepumpen brauchte.

Bernhard war wieder sehr freundlich; er zog

Er zündete mir mit der halbblinden Laterne ins Gesicht, als ob er darin etwas lesen wollte. Dann blickte er mich aus seinen zwei kleinen Auglein unternehmungslustig an. „Weißt, das wäre verdammt gelungen!“

„Nun? ...“

Er besann sich wieder und tat unschlüssig. „Ich weiß halt doch nicht, ob du das Guraschi hast.“

„Was du machst, das mach' ich allweg auch,“ gab ich großartig zurück.

„Also!“

Er stellte die Laterne neben einen Pfosten,

rückte die kloßige Leiter zurecht und stieg nach der Heubiele hinauf. „Und jetzt? Hast du dich schon wieder anders besonnen?“ rief er mit gedämpfter Stimme zu mir herab.

Es war mir doch nicht ganz geheuer. „Ich will erst wissen, was du da oben vorhast,“ warf ich zögernd ein.

„Ach was, so bleib' doch, wo du bist!“ Er war sehr unwillig geworden. „Ich sag' dir nur: du würdest nachher auch eins lachen, mehr sag' ich nicht. Aber, wenn einer halt ein Furcht-gretchen ist...“

In meiner Eitelkeit verletzt, stieg ich nun, offen gestanden gegen meinen bessern Willen, zu ihm hinauf. Ich folgte ihm über die leere Heubiele, von deren Seitenwand er ein nur leicht angeheftetes Brett losmachte und möglichst geräuschlos auf die Seite legte. „Durch diese hohle Gasse muß er kommen,“ zitierte er, schlüpfte behend durch die Lücke und kam auf

einen etwas höher liegenden Boden zu stehen. „Du hast wohl immer noch den Schlotter?“ drängte er spöttisch, als ich nicht gleich Miene machte, ihm zu folgen.

Da kroch ich kurzerhand zu ihm hinüber. Mein waches Gewissen beschwichtigte ich mit der Einrede, daß ich ja unter keinen Umständen mitzumachen brauche, wenn es sich um etwas Unrechtes handelte.

Wir befanden uns nun in einem kleinen, von einem muffigen Geruch erfüllten Gelaß, in das nur ein ganz spärlicher Lichtschimmer aus der Scheune herauf durch die Wandlücke fiel.

„Nat', wo wir jetzt sind!“ sagte Bernhard; seine Stimme war in unheimliches Flüstern übergegangen.

„Ich glaube nur, daß wir hier nichts zu tun haben,“ erwiderte ich gedrückt.

(Schluß folgt.)

Dorf im Abendschein.

Kleines Dorf im Abendsfrieden,
Dustverspinnen, märchentraut,
Ach, wie liegst du still versunken,
Nirgendsher ein Ton, ein Laut!

Kleines Dorf im Abendsfrieden,
Schläfst du, träumst du immerzu?
Lächelst, wie von Leid genesen,
Süßes Spielzeug Gottes du!

Kleines Dorf im Abendsfrieden,
Fern der lauten, großen Welt,
Kleinod, das mit güt'gen Händen
Gott an seinem Herzen hält!

Rudolf Hägni.

Die Menagerie des Pflanzassistenten.

Sumatra-Erinnerungen von Paul Raef.

So wenig man bei der Beschreibung einer Stadt deren Bewohner vergessen sollte, so mangelhaft bliebe die Schilderung des Urwaldes ohne Berücksichtigung seines Tierbestandes. Aber, wie es dort dem Neugierigen versagt bleibt, bei allen Schichten der Bevölkerung anzuklopfen, so wenig gelingt es ihm hier, den ganzen Überfluß an Lebewesen kennen zu lernen. Die niedersten Formen sind ihm in ihrer Unscheinbarkeit ebenso schwer zugänglich wie die räumlich am höchsten Wohnenden in ihrem auf Baumwipfel beschränkten Kreise. Und wenig ist es im Ganzen genommen nur, was aus der Waldgesellschaft für den flüchtigen Besucher durchsickert. Möge davon hier einiges festgehalten werden!

Hoch erhebt sich des Pflanzers Hauses Pfahl-

bau auf fußdicken entrindeten Rundholzpfosten, die auch das Dachgebälk tragen, über den nacktgeschauerten Boden. Vom Palmblatttdache, das über dem weißgetünchten Bretterbaue thront, träufelt das Regenwasser in den ausgehobenen Graben, der um das Haus und seinen Anhang von Gängen und niederen Gebäulichkeiten herumläuft und die Wohnstätte begrenzt. Hinten schließen auf kurzen Abstand die Wildnis und der Urwald an und machen das von wilden Pisangbüschen umwucherte Wasserloch fast dem Haushalte streitig, zu dessen Ökonomie es vor Monaten durch fleißige Kulihände ausgehoben worden war. Etwas abseits, aber dennoch in der Flucht der Weigebäude, liegt der kleine Pferdestall, und selbstherrlich, wie er, aber dem Hauptgebäude etwas näher, das Hühnerhaus.